



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Bad Homburg v.d.H., 1957

3. Wir erzählen uns Geschichten

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93949](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93949)

3. Wir erzählen uns Geschichten

Die drei Söhne	<i>Leo Tolstoi</i>
Eine Dürer-Anekdote	
Heiteres aus dem Reich der „Schwarzen Kunst“	<i>Fritz Blümel</i>
Die Eierschale	<i>Bruno H. Bürgel</i>
Ein tüchtiger Kaufmann	
Geschwindigkeit ist keine Hexerei	<i>Johann Peter Hebel</i>
Das Werk in Gefahr	<i>Erich Grisar</i>
Ein Goldgräber und ein Zollstock	<i>Fritz Pachtner</i>
Der falsche Patient	<i>Wilhelm Schäfer</i>
Der arme und der reiche Bruder	<i>Ernst Wiechert</i>

Die Kunst des Erzählens war früher sehr verbreitet. Großvater und Großmutter konnten es noch. Heute ist sie fast ganz verlorengegangen.

Schade ist das aber doch. Denn das ist sicher: eine Geschichte, die wir als Kind gelesen haben, ist bald vergessen, aber dieselbe Geschichte, gut erzählt, hat uns so in Spannung gehalten, daß wir sie heute noch im Gedächtnis haben. Dazu tut die Person, die Stimme, das Auge des Erzählers das allermeiste, manchmal auch die Hände.

ELLY HEUSS-KNAPP

Die drei Söhne

Drei Frauen wollten Wasser holen am Brunnen. Nicht weit davon saß ein Greis auf einer Bank und hörte zu, wie die Frauen ihre Söhne lobten.

„Mein Sohn“, sagte die erste, „ist so geschickt, daß er alle hinter sich läßt . . .“

„Mein Sohn“, sagte die zweite, „hat eine so schöne Stimme wie niemand sonst . . .“

„Und warum lobst Du Deinen Sohn nicht?“ fragten sie die dritte, als diese schwieg.

„Ich habe nichts, womit ich ihn loben könnte“, entgegnete sie. „Mein Sohn ist nur ein gewöhnlicher Knabe. Er hat etwas Besonderes weder an sich noch in sich . . .“

Die Frauen füllten ihre Eimer und gingen heim. Der Greis ging langsam hinter ihnen her. Die Eimer waren schwer und die abgearbeiteten Hände schwach. Deshalb machten die Frauen eine Ruhepause, der Rücken tat ihnen weh . . .

Da kamen ihnen drei Knaben entgegen. Der erste stellte sich auf die Hände und schlug Rad um Rad — — und die Frauen riefen: „Ein geschickter Junge, fürwahr!“ Der zweite sang so schön wie eine Nachtigall, und die Frauen lauschten mit Tränen in den Augen. Der dritte lief zu seiner Mutter, hob die Eimer auf und trug sie heim . . .

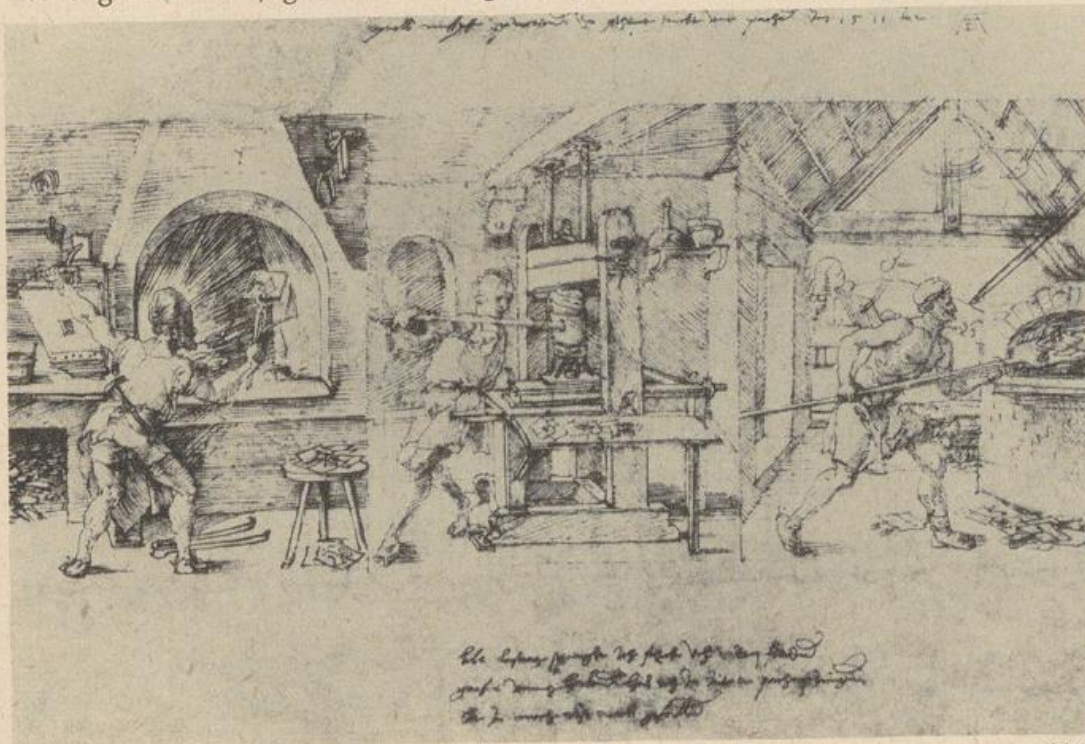
Da fragten die Frauen den Greis: „Was sagst du zu unseren Söhnen?“ „Wo sind eure Söhne?“ fragte der Greis verwundert. „Ich sehe nur einen einzigen!“

LEO TOLSTOI

Eine Düreranekdote und eine lustige Handzeichnung des Meisters dazu

Der Maler Albrecht Dürer war mit dem Ratsschreiber Lazarus Spengler befreundet. Als sie eines Abends im Nürnberger „Bratwurstglöckle“ zusammen saßen, klagte der arme Lazarus über die vielen Erlasse und Sendschreiben, die er Tag für Tag im Rathaus aufsetzen und mit Siegeln versehen müsse.

Der Künstler, dem die vielen behördlichen Anordnungen schon lange zuwider waren, sagte halb verächtlich, halb scherzend: „Ei, die Dinger werden ja heute geschmiedet, gedruckt und gebacken!“



„Das ist mir ja ganz neu“, entgegnete der Ratsschreiber, nun doch ein wenig eingeschnappt, „das mußt du mir zeigen, wenn ich's glauben soll“.

Nach ein paar Tagen erhielt er obige Zeichnung; die darunter schnell hingeworfenen Zeilen lauten: „Lieber Lazarus Spengler, ich schicke Euch da den Fladen; großer Unruh halber hab'n ich nicht eher backen können; laßt ihn Euch also wohl gefallen“.

Seht Ihr, wie der kräftige Schmied seine Aufmerksamkeit zwischen Blasebalg und Schmiedefeuer teilt? Und dabei scheint er zu überlegen, wie er das ungewohnte Material bearbeiten soll. Der flinke Drucker ruckt seine Presse fester an. Der behäbige Bäcker schiebt die „Fladen“ mit feierlichen Insiegeln forsch in sein Backofenloch

Wie nah' muß sich der große Künstler dem Handwerksstande gefühlt haben, um seine Vertreter mit allem Drum und Dran aus dem Stegreif so echt und packend wiederzugeben!

Heiteres aus dem Reich der „Schwarzen Kunst“

Richard, der jüngste Buchdrucker im Maschinensaal, beobachtete gespannt den Gang seiner Schnellpresse. Es war alles in Ordnung. Der Blick des kontrollierenden Obermeisters flog über den letzten Druckbogen; kurz lauschte er in die Maschine hinein und setzte dann seinen Rundgang fort, ohne ein Wort zu sagen. Das war ein Lob. Richard wußte es.

Dennoch war er nicht so froh darüber, wie er es hätte sein können. Im fehlte die Anerkennung seiner Berufskollegen. Obwohl er schon Wochen mit ihnen zusammen im gleichen Raum arbeitete, spürte er die Kluft, die sie von ihm trennte. Für sie war er immer noch „der Neue“.

Als er sich eines Tages bei einem älteren Kollegen darüber beklagte, sagte dieser bedächtig: „Solange sie dir den Gautschbrief nicht abverlangt haben, wirst du wohl ‚der Neue‘ bleiben müssen“.

Richard hatte von der alten Buchdruckersitte gehört, die ehemals Studenten, die gleichzeitig Buchdrucker waren, zur Zunftübung erhoben; aber er hatte einen Gautschtag bisher nicht erlebt.

Es wäre nicht mehr lange bis zu dem Tage, an dem drei Lehrlinge des Maschinensaals losgesprochen werden sollten. Am Schwarzen Brett hing eine gerahmte Einladung, die Herren Drucker wären gebeten, am Sonnabend nach der Frühstückspause einer kleinen Feier den Rahmen zu geben, um die Freigesprochenen in den Kreis der Zünftigen aufzunehmen.

Einige Tage vorher erschienen an Richards Maschine — er wußte die Ehre wohl zu schätzen — drei Druckerkollegen. Sie trugen den sonst freien Hals mit einer papiernen Krause würdig verziert und stellten sich mit etwas übertrieben ernster Miene in Positur. Einer hub nach kräftigem Räuspern zu sprechen an:

„Werter Herr Kollege! Ihr seid uns manchen Tag bekannt. Wir kennen Euch als würdigen Betreuer Eurer Schmitzleisten und als Bekämpfer der neunmal

verdamnten Spießerei. Auch dem Verband habt ihr Euren wöchentlichen Obolus getreulich entrichtet. Es ist uns nicht bekannt geworden, daß Ihr von Euren zünftigen Pflichten auch nur ein Cicero breit abgewichen wäret. Das alles loben wir an Euch. Wir tadeln aber Euer Versäumnis, bislang Euren Gautschbrief nicht vorgezeigt zu haben, und bitten Euer Gnaden, dies jetzo in diesem Augenblick zu tun.“

Richard hatte ernsthaft der kuriosen Ansprache gelauscht. Er wunderte sich, daß ihm nicht einfiel, den Spaß lächerlich zu finden. Vielmehr drückte er sein Bedauern aus, sein Versäumnis damit begründen zu müssen, daß er einen Gautschbrief bisher nicht besitze. „So werdet Ihr von uns hören.“

Damit zogen die drei mit erhabenen Mienen über dem gekrausten Seidenpapier wieder ab, wie sie gekommen.

Richard erzählte einem befreundeten Maschinenmeister, der in anderen Sälen zu arbeiten hatte, von dem spaßigen Besuch. Der schmunzelte nur und meinte, es sei zu raten, am Sonnabend außer einem zweiten Maschinenanzug auch noch frische Wäsche mitzubringen. Der große Tag der Lehrlingsfreisprechung kam heran. Der Chef des Hauses hatte es sich nicht nehmen lassen, in kurzen, würdigen Worten die Lehrlinge von ihren Pflichten zu entbinden und sie gleichzeitig als selbstverantwortliche Mitarbeiter seines Betriebes auch fernhin zu verpflichten, falls es ihr Wunsch wäre. Nachdem auch der Obermeister dem wohlgeratenen Nachwuchs seine Glückwünsche gesagt hatte, drängten sich von allen Seiten Lehrlinge, Hilfsarbeiter und Bogenfängerinnen herzu, um den jungen Leuten die Hand zu drücken und die Schultern zu klopfen. Nur die Drucker standen noch schweigend im Kreise und warteten. Nach einiger Zeit traten die Gratulanten wieder zurück, und im freien Raum standen verlegen lächelnd nur noch die eben Freigesprochenen. Sie schienen nicht zu wissen, wie sie sich weiterhin zu verhalten hätten. Die Sorge hierum wurde ihnen schnell abgenommen. Zwölf blaubejackte Drucker traten heran und stellten sich, je zwei, an ihrer Seite auf. Drei weitere Drucker brachten sitzhohe Hocker herbei, auf die sie große nasse Schwämme legten. Ein Drucker, mit einer wagenradgroßen weißen Halskrause geziert, in der Hand Papierrollen tragend, von denen rote Siegel am goldenen Bande lang herniederhingen, trat vor und sprach:

„Gott grüß die Kunst!
(Sie ist beschieten und verhunzt.)
So wie der Satz nach Wasser schreit,
so werde Euch der A geweiht.
Ihr werd't in alter zünft'ger Weis'
neu eingereiht dem Druckerkreis.“

Nach diesem Zuspruch packten je vier Drucker einen Lehrling und setzten sie, so sehr sie sich auch mühten, der hinterlistigen Nässe zu entstrampeln, auf die nassen Schwämme.

„Eh' sich der Schwamm dir löst vom Kiel,
sage laut wieviel, wieviel?“

„Fünf!“ sagte der sparsame Unglückselige und wurde wegen Verächtlichmachens des berühmten Druckerdurstes fünfmal von kräftigen Fäusten auf den Schwamm gestaucht, daß das Wasser spritzte.

„Wieviel? Wieviel?“, echote jetzt der Kreis der Drucker. „Zehn“, sagte der Lehrling und sah im Geiste ein Viertel seines ersten Druckerlohnes in die durstigen Kehlen seiner Kollegen laufen.

„So mag's gehn! Ich geb' dich frei“, sprach der Bekrauste und gab dem Feucht-Glücklichen die große Rolle in die Hand. Die nasse Zeremonie wiederholte sich unter dem fröhlichen Gelächter der Nichtbetroffenen auch bei dem zweiten und dritten Lehrling. Nur verstanden sie es klüglich, sich die Stauchkur durch Nennen einer größeren Zahl auf das chorale „Wieviel? Wieviel?“ zu ersparen. Richard hatte mit den übrigen unbeschwert über den alten Spaß gelacht und dabei übersehen, daß auch neben ihm vier handfeste Gesellen bereit standen.

Der Sprecher drehte sich im Kreise, hob eine letzte Rolle in der Hand empor und rief:

„Noch einen haben wir vergessen,
der niemals auf dem Schwamm gesessen.
Man bringe ihn herbei geschwind;
auch er jetzt seine Taufe find'!“

Kräftige Fäuste packten Richard an Händen und Füßen und schleppten ihn in des Kreises Mitte.

„Wieviel? Wieviel?“, jubelte es mit Gelächter im Chor. Richard, von übermütiger Laune getrieben, überschritt sein Maß und schrie: „Einen ganzen Wochenlohn.“

Das war unerhört. Das war Bruch der Form und gegen die Regel. Niemand soll der Drucker mehr als ein Viertel seines Lohnes dem fröhlichen Umtrunk opfern.

Der Sprecher sprach für alle, als er sagte:

„Er hat die Regel itzt verletzt.
Er werde in das Faß gesetzt.“

Das Gelächter toste von neuem auf, als Richard von acht Fäusten in eine Zinkwanne voll Wasser getaucht wurde und die Umstehenden dabei strampelnd bespritzte.

Nachdem auch Richard seinen Gautschbrief empfangen, wurde er beglückwünscht. Die Kollegen drückten ihm die Hand, schlugen ihm auf die Schulter und stießen ihm freundschaftlich die Faust in die Rippen. Der festliche Akt war zu Ende.

FRITZ BLÜMEL

Die Eierschale

Der alte Hinrich Pöltermann — er selbst lebt nicht mehr, aber das große Handelshaus „Pöltermann Söhne“ steht noch immer mit breiter Front in der Gropenstraße, wo es nach See, nach Teer, Kaffee und altem Portwein duftet — — hatte auf seinem Schreibtisch im Kontor unter einem Glassturz ein sonderbares Objekt liegen: eine vergilbte und verstaubte Eierschale. So mancher nachmals tüchtige Kaufmann hat in jungen Jahren die Geschichte dieser Eierschale zu hören bekommen, und nur wenige haben sie zu ihrem Schaden wieder vergessen auf ihrem Weg nach abwärts.

Dann und wann nämlich merkte der Alte, der die Menschen, die Welt und das Leben kannte, daß einer seiner jungen Leute „Schlagseite“ hatte, wie sie da oben an der See sagen, wenn ein Schiff schlecht im Wasser liegt. Da stimmte es nicht ganz mit der Portokasse, oder es verschwand ein Fäßchen vom alten Genever, kurz: kleine Mogeleyen, nicht beträchtlich, aber auch nicht zu übersehen auf die Dauer. Und dann schlurfte der alte Pöltermann so ganz gemächlich auf den jungen Übeltäter zu, tippte ihm auf die Schulter und sagte: „Können mal nachher zu mich ins Kontor kommen!“

Der Jüngling kam, der Alte bot ihm ganz gemütlich den Stuhl an, der auf der anderen Seite seines mit Korrespondenzen und Schiffs-Verladepapieren bedeckten Schreibtisches stand, tat ein paar Züge aus der holländischen Pfeife und sagte schließlich: „Wolln uns mal 'n büschen was verzählen, nüch!? Sehn doch hier die olle Eierschale, nüch? Hat allerlei zu bedeuten und können was von lernen!“ Und dann wieder ein paar Züge aus der Holländerin und ein humoriger Blick auf den Jüngling, und der alte Pöltermann erzählte die Eiergeschichte:

„Als ich 'n jungen Kerl war, ging's mich eine Zeitlang sehr plöttrig. Keine Stellung, keinen Dreier im Sack und 'n Bauch voll Kummer. Ich lungerte nu so rum, fragte mal da und mal da an, aber es war große Ebbezeit an der Waterkant und in allen Kontoren Flaute. — — Eines Tages geh ich so, immer vorm Wind, am Kieköwer lang und an Fischmeister Breitbars sein Anwesen vorbei. Is da doch eine von seinen Hennen ganz heimlich durch den Zaun gekrochen, kakelt 'n büschen und legt vor meine sichtlichen Augen ein Ei in den Busch. Hatte lange keins mehr von die nüdlichen weißen Dingers im Magen gehabt, un da weit und breit kein Mensch in Sicht, schleiche ich nahbei und greife mich das Ei. Um es nicht zu havarieren, leg ich's mich unner die Mütze, mitten auf 'n Kopp.

So weit ging alles in Ordnung oder in Unordnung, denn, nüch wahr, junger Mann, 'n Ei is 'n Ei, und es war nüch *mein* Ei, sondern *Breitbarsen* seins, wenn man's richtig kalkuliert. Un ich treibe nu so, immer vorm Wind, nach der Stadt zu. Als ich oben in die Segelmachergasse einbiege, kommt mich mit vollem Tuch in großer Fahrt Kaufmann Klaassen entgegen, damals 'n sehr reputierlichen Handelsherr. Ich will eben meine Mütze ziehn, da fällt mich ein, daß das Ei runter is, un ich kriege 'n roten Kopp un tue, als ob ich

ihn nüch erkenne. Er aber dreht plötzlich bei und seggt: „Hä da, sünd Sie nich der junge Pöltermann, der im Kontor nach Beschäftigung anfragte?“ Un ich: „Tjewoll, Herr Klaassen, der bün ich!“ — — Er kukt mich lange von oben bis unten an, un ich sehe, wie Sturm aufzieht, un dann sagt er: „Ich hätte nämlich was vor Ihnen gehabt, 'n bescheidenen Posten man, aberst ich brauche da 'n umgänglichen jungen Mann, der weiß, was sich hürt un auch die Kunden bekomplimentieren kann. Einen, der nüch mal die Mütze zieht, wenn er mit 'n ehrbaren Kaufmann spricht, den kann ich nüch brauchen dazu!“ Damit setzt er sich wieder in Fahrt und entschwindet.

Da schlag' doch einer lang hin, denk ich, so ein verdammtes Pech soll der Mensch haben! Aber ein Unglück kommt selten allein! Ganz verbiestert biege ich in die Hafenstraße ein und pralle backbords gegen ein Vollschiff, das quer gegen meinen Kurs liegt. Wer ist es? Senator Putjes, der mir den ersten freien Posten im Hafenamt versprochen hat. „Hojoho, jünger Mann“, seggt er und prallt zurück. Ich aber, ganz verdattert, reiße meine Mütze ab vor dem Gewaltigen, in hohem Bogen fliegt das vergessene Ei dem Herrn Senator aufs Vorderdeck, zerschellt und fließt als gelber Strom über seine Weste. Er kuckt mir an, ich kuck ihn an, er sieht das Gelbe niedertrippen und seggt: „Rührei auf die Hafenstraße, un noch dazu auf meine Weste, is ungewöhnlich! Hebben Sie immer Eier unner die Mütze? Un noch eins: Vergeblich darf einer nich sein, wenn er bei uns 'n Posten haben will!“

Ich hab' ihn mit meinem Sacktuch abgeputzt, so gut es ging, und die Eierschalen in meine Tasche gestochen. Un denn habe ich lange drüber nachgrubeliert, wie 'n lumpiges Ei, unrecht erworben, 'n Menschen in Verdruß bringen un ihm sehr teuer kommen kann. Das hab' ich mir zur Warnung dienen lassen mein Leben lang. Ich denke, Sie haben mir verstanden, junger Mann, nüch? Un nu jehn Sie man wieder an Ihre Arbeit, un seien Sie versichert: der alte Pöltermann hat'n Auge dafür, ob einer fremde Eier unter die Mütze hat!“ — —

BRUNO H. BÜRCEL

Ein tüchtiger Kaufmann

Eine junge Engländerin, die sich eine Zeitlang in Smyrna aufhielt, wollte sich einmal mit einem Türken, der mit Lebensmitteln handelte und sehr reich geworden war, einen Scherz machen.

Sie ging in seinen Laden und sagte zu ihm: „Ich möchte für 5 Piaster Feigen. Aber sie müssen mir ins Hotel geschickt werden!“

„Gewiß, sehr gern!“ sagte zuvorkommend der Kaufmann.

„Es ist aber ziemlich weit, etwa 3 Kilometer.“

„Was kommt es darauf an!“

„Wie?“ fragte die Dame verwundert, „Sie wollen der Kleinigkeit wegen einen Angestellten bemühen?“

„O nein, ich werde selbst gehen!“

„Sie selbst? Ein so reicher Mann will wegen 5 Piaster einen so weiten Weg machen?“

Und der Türke antwortete mit einem Lächeln, in dem sich die ganze Weisheit seines Volkes ausdrückte: „Ich bin reich geworden, indem ich mich mühte. Ich bleibe dabei, um nicht wieder arm zu werden.“

Geschwindigkeit ist keine Hexerei

Mancher geneigte Leser, der Weber, der Färber, der Schneider, wird nicht glauben, daß am nämlichen Tag das Schaf die Wolle noch an dem Leibe trug und der Mensch den Rock. Mancher wird denken, es steckt etwas hinter den Worten zum Foppen. „Ganz richtig“, sagt der eine, „das Schaf trug die Wolle und der Mensch den Rock, aber der Rock war nicht von der nämlichen Wolle, vielleicht gar nur ein leinener.“ — „Nichts nutz“, sagt ein anderer, „es war die nämliche Wolle. Der Rock wurde dem Schaf auf den Rücken gelegt. Trug es den Rock, so trug es auch die Wolle.“ „Nichts nutz“, sagte ich, „das Schaf trug am nämlichen Tage seine eigene natürliche Wolle, wie sie ihm aus der Haut herausgewachsen war, und der Mensch den Rock funkelnelneu von der nämlichen Wolle.“

Viele Leute in der Stadt Meinungen in Sachsenland wollten auch nicht glauben, daß es möglich sei. „Ich wette dies und das“, sagte der eine. — „Es soll gelten“, sagte der Tuchfabrikant Herr Georg Wagner daselbst.

Also machte er zuerst alle nötigen Anstalten. Als die Anstalten gemacht waren, wurde früh halb vier Uhr ein Schaf geschoren. Um vier Uhr wurde die Wolle in das Maschinenhaus gebracht, auf der Krempelmaschine verlegt, dann auf die Lockmaschine gebracht, dann auf der Spinnmaschine vorgespunnen und feingespunnen, dann abgeweift. Es war erst halb sechs Uhr, weil auf der Maschine alles gar vielfach und geschwind geht. Jetzt wurde die gesponnene Wolle in die Webestube gebracht, zum Zettel gespult, fett gemacht und gestärkt. Alles war in einer halben Stunde getan. Aber bis sie herausgebracht, trocken gemacht und auf den Stuhl gezogen werden konnte, kam acht Uhr ins Land. Jetzt wurde angeknüpft, zum Schuß fertig gemacht und gewoben. Um zehn Uhr war die Wolle Tuch. Jetzt auf die Walkmühle. Jetzt zum Tuchscherer, wo es durchgeraut und zugerichtet wurde. Um halb zwei Uhr nachmittags kam es in die grüne Farbe, und obgleich es dreimal abgekühlt wurde, konnte es doch schon um zwei Uhr auf den Rahmen gespannt, getrocknet und verstrichen werden. Schon wartete der Schneidermeister mit der Schere in der Hand, und sechs Gesellen mit eingefädelten Nadeln. Das Maß war schon genommen, das Futter schon zugeschnitten. Um sechs Uhr war der Rock gemacht und auf dem Leib. Gesagt, getan!

Vielleicht will's noch nicht jedermann recht glauben.

Aber:

Merke! Erstlich: Alles, was durch Maschinen gearbeitet werden kann, geht gar viel geschwinder als durch des Menschen Hände.

Eben das wollte der Herr Wagner recht ins Licht setzen.

Zweitens: Alles war vorher bestellt und zugerichtet. Eine Hand wartete auf die andere.

Drittens: An jeder Arbeit schafften so viele Hände, wie möglich war und Platz hatten.

Viertens: Wenig Ware ist geschwinder verarbeitet als viele. Keine Hand ist so flink und keine Maschine so künstlich, daß sie in der nämlichen Zeit hundert Ellen fertigen und verarbeiten könnte, welche sie zu einer nötig hat.

Es ist bei allem dem doch ein teures Röcklein geworden.

PETER HEBEL

Das Werk in Gefahr

Im nächsten Dorf haben die Brückenbauer die Hochzeit ihres Kollegen Jupp mit der Tochter des Schmiedemeisters gefeiert. Hoch ging es her, Stunde um Stunde! Sie sangen den Bauern ihre Handwerkslieder vor, da waren sie in ihrem Element:

Portugal und Spanien haben wir gesehn
und das schöne Land, die Schweiz.
Dann sind wir in die Heide gefahren,
um zu sehn die wilde Walachei.
Ei warum? — Ei, zu unserm Pläsier,
die lustigen Brückenbauer, das sind wir.

Fällt einer vom Gerüst herab,
sechs Brückenbauer tragen ihn zu Grab;
die andern decken ihn mit Schnapsflaschen zu.
Ei warum? — Ei, zu unserm Pläsier,
die lustigen Brückenbauer, das sind wir.

Darum aufgeschaut!
und ein fest Gerüst gebaut
und dabei auf Gott vertraut
und Klammer und Strick!
Bei Wein und Bier,
die lustigen Brückenbauer, das sind wir.

Nach jeder Strophe wiederholten sie laut und schallend den Kehrreim, den alle Brückenbauer kennen und singen, wo immer in der Welt das Schicksal sie zusammenführt:

Wenn wir Geld haben, sind wir lustig,
wenn wir keins haben, sind wir durstig.
Rendezvous, es reisen zu:
Siebzehn Brückenbauer, ein Paar Schuh.

Plötzlich stand der Emil in der Tür, einer von den vieren, die beim Bau wachen mußten. „Prost, Emil!“ riefen die Gesellen; Jupp ging mit einem vollen Glas auf ihn zu. Der aber schob alles beiseite und sprach auf Hannes, den Ersten Monteur, ein.

„Los, Jungens“, schrie dieser plötzlich die fröhliche Runde an. „Wir müssen sofort auf den Bau. Draußen ist Eisgang! Habt ihr das verstanden?“ —

Es dauert nicht lange, da rasseln schon die Leiterwagen mit den lauten Männern durch die Stille der Nacht. Während diese noch grölen, überlegt Hannes, wie er die Leute ansetzen wird. Ungenügend Niete waren am Bau, das war seine größte Sorge. Holtrop, der andere Monteur, war noch unterwegs, um die Niete heranzuschaffen.

Auf Stunden kam es an.

Wieviel Gefahren hatte Hannes in den langen Monaten der Bauzeit erlebt! Jetzt droht die letzte und größte: Der Strom beginnt sich aufzulehnen gegen die Fessel, die ihm angelegt wurde, und macht einen letzten Versuch, sie abzuwerfen, ehe sie unlöslich geschmiedet ist.

Da liegt der Strom. Noch verbirgt er seine Kraft unter der weiß im Mondlicht schimmernden Eisdecke, auf der sich verdächtige Risse und dunkle Flecke zeigen. Knistern und hallendes Bersten verrät die Gefahr, deren Größe niemand abzuschätzen vermag; unheimlich ist sie durch diese Ungewißheit. Jeder weiß, daß es kein Zögern gibt, dem Drohenden zu begegnen, und die Wagen stehen noch nicht still vor den Buden, da eilen die Männer, inzwischen ernüchtert, bereits auf den Bau.

Eine Viertelstunde später sprühen schon die Nietfeuer, der Kompressor keucht, und in den Luftleitungen zischt es. Da und dort beginnt ein Niethammer auf dem kalten Eisen zu tanzen.

Der Kampf hebt an.

Es dröhnt wie das Knattern eines Maschinengewehrs durch die Nacht. Der erste Niet sitzt an seinem Platz, und dann schallt es ununterbrochen: Kommen lassen! Hitze drauf! . . .

Weißglühend zischen die Niete durch das Dunkel. Sie rasseln in den Schnapptüten und sitzen im Brückenstoß, ehe sie nur den Boden der Tüte erreicht haben. Dumpf rattern die Niethämmer.

Die Stille der Nacht verdoppelt jedes Geräusch, als wäre ein halbes Dutzend Nietkolonnen bei der Arbeit. Soviel Niethämmer sind gar nicht auf dem Bau, soviel Luft kann auch der Kompressor gar nicht schaffen, aber Leute sind genug zur Hand, und jede Minute ist kostbar. So stellt Hannes einige neue Nietkolonnen zusammen und läßt sie die Brückenstöße von Hand nieten. Das ist zunächst noch ungewohnte Arbeit, aber nicht lange, da dröhnt aus den

Kehlen der Zuschläger zum Dreitackt bereits ein altes, halbvergessenes Nieterlied. Hannes geht von einer Nietkolonne zur andern

Wenn Holtrop nicht bald kommt, ist alles vergeblich. Daß gerade dieses Faß mit Nieten fehlen mußte! Verdammt! —

Unterdes war das Eis des Stromes aufgebrochen und staute sich vor den Rüstungen. Vier, fünf, ja sechs mächtige Schollen schossen übereinander, und immer noch führte die schäumende Flut neue Massen heran. Manchmal zwängte eine zersplitternde Scholle sich zwischen den Gerüsten hindurch, oder der ganze Stau kam in Bewegung, um sich unter dem freien Mittelteil der Brücke machtvoll einen Weg zu bahnen. Dann ging jedesmal ein Krachen durch den Bau, ein Zittern und Beben, und jeder der Männer, die dieses Wüten der Natur gegen das Werk der Menschen besorgt erlebten, war froh, wenn das Geschiebe wieder zur Ruhe kam.

Hannes horchte argwöhnisch auf die mancherlei Geräusche, die von da unten heraufbrodelten, da stand plötzlich „Nieterkönig“ vor ihm und meldete, er habe keine Niete mehr. „Kerl, steck deine Finger hinein!“ schrie Hannes, „aber mach mir die Löcher zu!“

„Nieterkönig“ verschwand. Er trieb wirklich noch ein paar Niete auf und schlug einige Löcher dicht. Dann aber kam der Augenblick, in dem auch die andern die Arbeit einstellen mußten. Schließlich hörte man auch den Gleichtakt der von Hand nietenden Kolonnen nicht mehr, und nur Emil hämmerte in der Werkzeugbude auf seinem Amboß herum, um aus liegengebliebenen Stabeisen ein paar Niete zurechtzuschmieden. Der Budenjunge half ihm dabei, aber viel brachten die beiden nicht zustande, und es würde auch den Bau nicht retten.

Wenn doch Holtrop käme, sorgte sich Hannes, aber von Holtrop war nichts zu sehen. Es war zum Verzweifeln.

Aber es konnte ja sein, daß die Schrauben und Dorne, die in den Stößen saßen, stark genug waren, den ganzen Bau zu halten, auch ohne daß in jedem Loch ein Niet steckte. Wer konnte das wissen? Wer konnte die Verantwortung dafür übernehmen?

Am Nachmittag schickte Hannes die Leute fort. „Schlaft euch aus“, sagte er, „später wollen wir weiter sehen.“ Aber keiner verließ den Bau. Es war, als wären sie entschlossen, auf dieser Brücke wie auf einem sinkenden Schiff, von schäumenden Fluten umtost, von der Wucht der Eismassen bestürmt, zu sterben oder als Sieger ihren Triumph über die Gewalt zu erleben.

Immer noch wußte der eine oder andere sich nützlich zu machen. Hier wurde eine Schraube angezogen, dort ein Dorn fester in einen Stoß getrieben, und wenn dies alles dem Bau auch nicht helfen konnte, wenn er in einem letzten

Ansturm des anrückenden Eises seine Stützen verlor, es gab doch das beruhigende Gefühl, nichts versäumt zu haben. Vor allem vertrieb es ihnen die Zeit unerträglichen Wartens.

Es wurde Nacht. Völlige Dunkelheit umgab die Männer auf der Brücke, nichts mehr war zu sehen, und unheimlicher noch klang das Brechen der Schollen an den Pfosten der Rüstung. Wenn auch die Wucht des Ansturms nicht ausreichte, das Gewicht der Brücke fortzudrücken, auf jeden Fall würde die Schärfe des Eises die Pfosten des Gerüsts bald durchsägen haben.

Hannes ließ ein großes Feuer auf der Mitte der Brücke anzünden. Fröstelnd umstanden die Männer die Glut, die ihre Schatten gespenstisch gegen die Brückenträger warf. Hannes ging unruhig auf und ab. Er besah die Stöße, prüfte sie, aber was nützte das alles, wenn die Mittelstöße nicht genietet waren, die alles Gewicht tragen sollten, sobald die Brücke sich von ihren Gerüsten löste. Er hatte Schrauben in die offenen Löcher stecken lassen und zwischendurch Dorne hineingetrieben; doch das war Behelf. Er traute nur dem festen, unverrückbar zupackenden Niet.

Ein Knack ging durch den Bau, eine Erschütterung, als würde die Brücke an einem Ende angehoben und — zu schwer für den Arm, der seine Kraft an ihr versuchte — wieder zurückgesetzt. Ein blinder Zorn überfiel Hannes. Er schrie die Leute an: „Macht, daß ihr herunterkommt! Genug, daß unsere Brücke gleich in den Hexenkessel hinuntertanzt. Braucht nicht noch mehr Menschen zu fressen, das Ungeheuer!“

Keiner der Leute wich. Sie blickten ebenso entschlossen auf Hannes wie er auf sie. Schweigen lag über dem Bau; dann starrten die Männer wieder in die Glut des Feuers, hinunter auf den gurgelnden Strom. Sie horchten auf das Brüllen des Eises, das irgendwo in der Ferne sich löste und auf die Brücke zuschoß.

Da tauchte im Dunkel, dort wo der Heideweg aus dem Busch herauskam, ein Licht auf.

Das muß er sein, hoffte Hannes, und es wurde ihm leicht über dem Herzen. „Holtrop! Holtrop!“ schrie er laut durch die Nacht.

Hallend kam die Antwort zurück: „Ich bringe die Niete, Hannes! Ich bringe die Niete!“

Wie elektrisiert fuhren die Leute hoch. Da und dort sprühte der Funkenregen eines frisch aufprasselnden Feuers, Männer flogen dem Fuhrwerk entgegen, und ehe noch einer dazu kam, das Faß abzuladen, hatten sie bereits den Sack losgerissen, der die Niete deckte, und schleppten jeder einen Armvoll auf den Bau. Die Niete waren noch nicht ganz im Feuer, da rasselte „Nieterkönig“ schon mit seiner Zange gegen die Schnapptüte: „Kommen lassen! Nun mal voran, Jungens, Tempo!“

„Immer langsam!“ schrien die Jungen lachend zurück und ließen die Preßluft in die Flamme blasen, daß sie auszugehen drohte.

Holtrop zankte sich unterdes mit dem Fuhrmann herum, der das Geld für die Fahrt sofort mitnehmen wollte, als ob man jetzt Zeit hätte, sich mit solchen Sachen zu befassen.

„Mensch, halt die Klappe“, fuhr Holtrop ihn an, „hol dir das Geld morgen oder übermorgen! Los, zieh deinen dicken Mantel aus und pack mit an; denn was nützen uns die langen Niete, wenn wir sie nicht 'reinkriegen, ehe der Hexentanz losgeht!“

Auf der Brücke knatterte bereits „Nieterkönigs“ Lufthammer; da erschien der alte Heising mit seinem Stelzfuß auf dem Bau: unter dem Mantel trug er den feierlichen Gehrock, so wie er zu Jupps Hochzeit gekommen war. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, noch einmal mit dabei zu sein, wenn eine Brücke fertig wurde bis zum letzten Niet, und Holtrop sollte auch auf diese Art Gesellschaft haben während der langen Wagenfahrt vom Bahnhof. Lautes Hallo begrüßte den Alten, während der zweite Niethammer zu rattern begann. Dann ließen auch die Kolonnen, die von Hand nieten, ihren lebendigen Rhythmus wieder über die Brücke donnern.

Ein neuer Morgen begann. Die Brücke stand noch, und immer weiter schlugen die Männer Niet auf Niet. Schon war die Brücke stark genug, sich selbst zu tragen, aber sie war auch zu fest verbunden mit dem Gerüst, auf dem sie ruhte, als daß sich hätte voraussehen lassen, was geschehen würde, wenn dieses Gerüst sich plötzlich unter dem Druck der Eismassen in Bewegung setzte.

Dann kam der Augenblick, da der erste Nieter vor Hannes stand und meldete: „Fertig, Monteur!“ „Gut“, sagte Hannes und ging, um die frisch geschlagenen Niete auf ihre Festigkeit zu prüfen. Da rief auch schon ein zweiter über die Baustelle: „Fertig, Monteur!“ Die Handnieter stellten ihre Arbeit ein, und von allen Seiten klang es „Fertig! — Fertig!“

Nur „Nieterkönig“ meldete sich nicht.

„Wie ist es denn mit dir?“ fragte Hannes.
„Fertig“, antwortete Nieterkönig, „aber ein Niet habe ich mir verwahrt — das letzte Niet!“ „Na, dann mach' voran“, nickte Hannes ihm zu. „Willst du es nicht selber schlagen?“ fragte Nieterkönig und drückte Hannes den Nietrevolver in die Hand. „Na, wenn ihr meint, wir hätten noch Zeit zu solchem Theater . . . Holtrop! Komm her! Hier ist das letzte Niet zu schlagen!“

Holtrop kam heran. „Mach' nur, Hannes“, sagte er ruhig, — „ist ja doch d e i n e Brücke.“

Hannes sah den Kameraden an, dann griff er ihn bei der Hand, während es in seinem Gesicht verdächtig zuckte: „Das vergesse ich dir nicht, Holtrop, und

wenn ich tausend Jahre alt werde. Ist meine Brücke, verdammt ja, hat mich Herzblut gekostet, das Luder, und ein paar Jahre meines Lebens dazu. Tröste mich immer: ist Brückenbauerschicksal — na, laß schon gut sein . . .“
So fest und froh wie schon lange nicht, wandte sich Hannes zur Baustelle: „Ein paar Klinkhämmer her! Wir schlagen das letzte Niet von Hand! Soll jeder was von haben!“

Vier Mann nahmen jeder einen Klinkhammer: Hannes, Nieterkönig, Holtrop und der alte Heising. Jupp hielt den Dörner, und hell klang der Rhythmus der Hämmer in den erwachenden Morgen. Alle Männer auf dem Bau erkannten die Bedeutung dieses Augenblicks.

Der letzte Niet!

Der alte Heising taumelte, als er den Hammer absetzte, — vor Rührung oder aus Anstrengung? „Hab’ mir immer mal heimlich gewünscht, ein einziges Mal noch so ein Niet zu schlagen in der alten feierlichen Art, und nun — ist es wahr geworden.“

Ein Schüttern ging durch den Bau, — ein Bersten und Krachen unter ihnen: — der Augenblick, vor dem sie alle gebangt hatten, war gekommen. Tobend schossen die Eisblöcke vor der Kraft der nun befreiten Wogen dahin.

Hannes sah das alles nicht, er fühlte mit jedem Nerv, wie plötzlich die Brücke von ihrem Unterbau sich löste, wie ein Schwanken und Zittern durch ihre Träger ging, — dann sprang er auf und ließ sich mit seinem ganzen Gewicht auf die Fahrbahn niederfallen, als könne er damit erproben, ob die Brücke hielt. „Jungens!“ schrie es aus ihm heraus, „Jungens, sie steht!“ — und noch einmal: „Jungens, sie steht!“

Da kamen die Männer schon von allen Seiten herbei. Sie sahen, wie Hannes und Holtrop sich die Hand gaben und auf die Schultern schlugen.

Bald marschierten sie alle, Hannes und Holtrop voran, zur Kantine. Dort hatte Gustav einen Grog stehen, steif wie ein Stockfisch. Vielleicht, daß dieser und jener in dem Augenblick an die Männer dachte, die nicht mehr unter ihnen waren, und Holtrop wußte wohl: ihm wäre es zugekommen, ein Wort darüber zu sagen. Er tat es nicht. Es war nicht die Stunde, von Mühsal, Plage und Schrecken zu reden, denn vor ihren Augen stand, was größer war als dieses alles: die Brücke.

Stark und kühn spannte sie nun ihren Bogen von Ufer zu Ufer, aus totem Eisen gleichsam lebendig gemacht von Menschenhand. Kein Gerüst verwirrte mehr die Klarheit ihrer Gestalt, die sich kraftvoll und beschwingt abzeichnete vor der Himmelshelle. Schon wuchs dieser Bau zusammen mit der Landschaft, der er seinen Charakter geben würde von nun an durch Jahrhunderte.

ERICH GRISAR

Ein Goldgräber und ein Zollstock

Der Farmer wies auf das alte, vergilbte Bild an der Wand. „Anno neunundfünfzig ist er dabei gewesen in Kalifornien. Goldgräber war mein Großvater. Er hat Glück gehabt. Der ganze Grund und Boden, die herrliche Farm — für das alles müßte ich ihm heute noch danken!“

Dann aber wurde der Farmer ein wenig nachdenklich: „Immerhin ist es nicht ganz allein Glück gewesen“, fuhr er fort. „Sehen Sie dort neben dem Bild das komische Ding an der Wand? Was glauben Sie, was das ist?“

„Ein Maßstab, ein Zollstock — ein wenig altmodisch und reichlich wurmstichig!“

„Stimmt! Aber dieser Zollstock war das eigentliche Glück meines Großvaters. Er hat ihn gelehrt, das Glück zu finden und es herauszugraben! Gibt es eigentlich Glück auf der Welt? Vielleicht ja! Aber doch nur, wenn man es sich erkämpft. Wenn man es an der richtigen Stelle herausgräbt. Wenn man lange und tief genug an der richtigen Stelle gräbt!“

Dann erzählte der Farmer von dem Glück seines Großvaters, und wie dieses Glück mit dem alten, hölzernen Maßstab an der Wand zusammenhing.

Ein Zug Goldgräber war in jenen Jahren in ein Tal gekommen, in dem man nach allen Anzeichen Gold vermuten konnte. Aber es war nicht so einfach, daß die Adern bis an die Oberfläche herausgeblinkt hätten. Unter einer dicken Decke von Gesteinsschutt und Sand konnte man das Gold nur ahnen.

Die Männer schaufelten und gruben, jeder auf seinem „Claim“. Sie räumen den Schutt und den Sand zur Seite. Sie hacken und bohren. Immer tiefer stoßen sie hinunter. Dabei schwitzen und fluchen sie, denn die Sonne sticht heiß.

„Verdammt!“ Der erste wirft Hacke und Schaufel zur Seite und ballt die Faust. „Ich gebe es auf!“ Mit seinem Werkzeug tritt er müde zum Planwagen hinüber und fährt davon.

Es dauert nicht lange, dann macht der zweite es ebenso. Dann der dritte, der vierte, der fünfte.

Nur ein einziger gräbt und schaufelt noch weiter: der Großvater des Farmers.

„Es sei ihm gewesen, so hat er mir später erzählt“, meint der Farmer, „als hätte ihm immerfort eine Stimme in das Ohr geflüstert: ‚Dig a little more — Grab noch ein wenig tiefer!‘ Und er hat noch ein wenig tiefer gegraben, einen Fuß tiefer als die anderen. Sie sehen es dort an dem alten Holzmaß angemerkt. Und plötzlich war das Gold da. Die Ader blinkte und blitzte auf. Sie zog sich weit durch die Claims. Die anderen Goldgräber waren längst fort über die Berge mit ihrem Planwagen und wußten nichts von dem Gold. Mein Großvater hat dann den alten Goldgräbermaßstab an der Wand aufgehängt. Jedesmal, wenn eines seiner Kinder oder einer seiner Enkel dabei war, irgend etwas im Leben aufzugeben, weil er meinte, daß es doch noch nicht zu erreichen sei, wies er auf den hölzernen Maßstab an der Wand und sagte ernst: ‚Dig a little more, boy! — Grab noch ein wenig tiefer, mein Junge!‘“

Fritz Pachtner

Der falsche Patient

Im Frühjahr 1843 war FERDINAND RAIMUNDS Volksstück „Der Verschwender“ zum ersten Mal über die Bretter des Josefstädtischen Theaters in Wien gegangen. So oft es gegeben wurde, rissen sich die Wiener um die Eintrittskarten; denn jeder wollte den Dichter, der zugleich die schönste Rolle in seinem Stück, den Tischler Valentin, darstellte, sein *Hobellied* singen hören.

(Man findet es mit Noten auf S. 265).

Freilich von dem Gleichmut, von dem der Valentin im *Hobellied* singt und von dem Humor, der das ganze Stück durchweht, war dem Dichter und Hauptdarsteller im Leben wenig eigen; im Gegenteil — er neigte zur Schwermut, und fast jeden Tag hing er traurigen und düsteren Gedanken nach, bis am Abend die Theaterlampen angesteckt wurden.

So ist es zu erklären, daß man ihn an einem Morgen nach einem solchen Abend, an dem ihm das Publikum wie immer zugejubelt hatte, langsam und tiefdenkend, man kann schon sagen, mit sich und der Welt zerfallen, durch die Jasomirstraße gehen sah, wo er einen dort wohnenden Arzt aufsuchen wollte.

Dr. Kröte hieß er; Heilkröte nannten ihn die Leute und erzählten manches Schnurrige über ihn. Medizin verschrieb er wenig, Instrumente zum Schneiden besaß er gar nicht; er war ein Seelenarzt. Krankheit sei schlechtes Wetter, war eine seiner vielen Redensarten, man müsse den Sonnenschein abwarten. Wohlbeleibt saß er im Sprechzimmer hinter seinem Schreibtisch, ohne jemals aufzustehen; es wäre ihm auch kaum möglich gewesen, da er an beiden Beinen gelähmt war. Er saß da wie eine Buddhafigur.

Als Raimund die ausgetretene Wendelstiege zur Wohnung des Wunderdoktors hinaufstieg, sagte er zu sich: So viele berühmte Ärzte haben mich von meinem Leiden nicht heilen können, warum soll ich es nicht mit diesem „Heiligen“ versuchen?

Die lange Warterei unter den vielen Patienten auf einer der hölzernen Bänke hatte den Mißmut des Dichters noch gesteigert; so wehrte er mit beiden Händen die geläufige Handbewegung ab, mit der der Doktor ihn aufforderte, in einem Ledersessel ihm gegenüber Platz zu nehmen. „Ich bitte um die Erlaubnis“, versetzte er, „hin- und hergehen zu dürfen; ich kann im Sitzen nicht sprechen.“ „Ganz wie es den Grillen des Herrn beliebt“. mit diesen Worten suchte der Arzt mit sanfter Stimme den Aufgeregten zu beruhigen; er hatte mit Kennerblick bereits erkannt, daß es sich um einen Patienten handelte, dem in seiner Haut nicht wohl war. Scheint einen Künstler vorstellen zu wollen, das war sein Gedanke, schon das schwungvoll geknotete Halstuch verrät es; ist aber wohl ein kleiner Beamter, der bei seiner sitzenden Lebensweise zu viel grübelt

Der heimlich so eingeschätzte Dichter hatte unterdessen seinen großen Schlapphut in den Sessel gelegt, lachte auf eine trockene Weise und sagte mit völligem Ernst: „Passen Sie auf, der Stuhl wird Grillen bekommen!“ „Das macht seinem Leder nichts“, tröstete der Doktor ebenso ernst, „wenn sie der Herr nur los wird.“

Dieser begann nun wie ein Wolf im Käfig auf und ab zu wandern, sagte kein Wort, hob nur in einer schauspielerhaften Gebärde ab und zu die Hand und ließ sie kopfschüttelnd wieder sinken. Nach einer gewissen Zeit langte der Doktor sein Krankenbuch vor und begann, gemächlich zu schreiben, als ob dies so in Ordnung wäre, und der Kranke schritt hin und her. „Was machen Sie da?“ fragte er mißtrauisch und blieb vor dem Schreibtisch stehen. „Ich schreibe Rechnungen, ich habe nicht soviel überflüssige Zeit wie anscheinend der Herr!“ sagte der Doktor und ließ den Gänsekiel weiterkratzen, bis der Dichter sich seufzend in den Lehnstuhl fallen ließ und seinen Hut ratlos in den Händen drehte, wie er vorher auf- und abgegangen war.

„Wenn einer, Herr Doktor“, sagte er grimmig, „gar nix zu klagen hat und tut's doch, wenn einer essen kann, was er mag, und trinken, so viel er will, aber ihm schmeckt's nicht, wenn einer im Sonnenschein Schatten sucht und kann keine Bäume leiden, was, Herr Doktor, ist los mit solch einem Mann?“ „Er hat's an der Galle!“ gab der Doktor prompt zurück, der die Feder gleich hingelegt und die Hände über den Bauch gefaltet hatte, ihm zuzuhören. „Er soll in Karlsbad eine Kur machen, wenn er das Geld dazu hat“.

Der andere schüttelte verbissen den Kopf: „Nein, eine solche Karlsbader Galle hat der Patient nicht! Es ist ein Wurm, Herr Doktor, der ihm das Herz abfrißt! Und man hat mir gesagt, Sie können solche Herzwürmer töten Ich bin am Leben krank, das mir so leid ist wie dem Hecht das Wasser im Fischkasten“.

Diese und noch viele andere Sätze sprudelten aus dem Dichter Ferdinand Raimund, den die Wiener für einen Liebling der Götter hielten; er sprach sie in seinen Filzhut hinein, als wäre er eine Schüssel und dazu da, die Bitterkeit aufzufangen, und hob den Blick nicht ein einziges Mal zu dem Doktor, der regungslos hinter dem Schreibtisch saß.

Der war mit seinen Gedanken noch beim gestrigen Abend, wie er an ihm mit seinen Gebrechen — seit langem einmal wieder — im Josefstädtischen Theater gesessen und lächelnd die Tränen der Rührung aus den Augen gewischt hatte, als der Ferdinand Raimund als Tischler Valentin sein treuherziges Hobellied sang. Die Brücke zu seinem schwermütigen Patienten schlug sich von hier aus leicht, und so sagte er plötzlich: „Lieber Herr, habt Ihr schon im „Verschwender“ den Valentin das Hobellied singen hören?“ Das war freilich für den Dichter Ferdinand Raimund eine merkwürdige Frage, und er wandte zum ersten Mal sein Gesicht dem Doktor zu, der in ein Paar wunderbar sprechende blaue Augen sah. „Was hat das Hobellied mit meinem Herzwurm zu tun?“ murrte der Patient. „Weil es die rechte Medizin für ihn ist“, antwortete beschwörend fast der Doktor. „Ihr seid wahrhaftig der Hecht im Fischkasten, weil Ihr Euch selber das Wasser verseucht mit Euren unnützen Gedanken. Hört Euch den Valentin an! Der ist nur ein einfacher Tischler, und es geht ihm krummer als Euch; aber er lacht, wo Ihr einen Hut voll verdrießlicher Gedanken redet!“ Und leiser und sehr überzeugend setzte er hinzu: „Dieser Ferdinand Raimund muß ein begnadeter Mann sein, das glaubt mir, der macht das ganze Wiener Volk gesund.“

Der Patient stand aus dem ledernen Klagstuhl auf und sah stumm und betroffen den Doktor an.

Dieser triumphierte im stillen: dem habe ich seine Schwermut gründlich eingeweicht, dachte er, und glaubte mit einem herrischen Wort den letzten entscheidenden Stoß zu tun: „Also, ich denke, heute Abend hat der Herr ins Theater zu gehen und das Hobellied zu hören!“ „Das werd' ich wohl müssen“, sagte der Dichter mit schmerzlichem Galgenhumor und hob den Hut auf, der ihm aus den Händen gefallen war; und leise fügte er hinzu, „weil ich den Valentin ja selber singe.“ Und er sah dabei seinem Gegenüber von unten her groß und gutherzig ins Gesicht und neigte dann nach seiner Gewohnheit den Kopf traurig zur Seite — und ging.

Ferdinand Raimund hatte nach all seinem Theater noch keinen Abgang gehabt wie diesen, da er die Bühne der Heilkröte mit der gewohnten Verbeugung gegen das Publikum kopfschüttelnd verließ.

Dem berühmten Anekdotenschreiber
Wilhelm Schäfer nacherzählt.

Der arme und der reiche Bruder

Ein Märchen von ERNST WIECHERT

An einem stillen, dunklen Waldsee lebte einmal ein Fischer mit seiner Frau, die waren sehr arm, aber sie hatten zwei wohlgeratene Knaben, und so waren sie mit ihrem Leben zufrieden, auch wenn sie manchen Tag etwas anderes wünschten als Fischsuppe am Morgen, Mittag und Abend.

Nun waren die Brüder aber von sehr verschiedener Art. Denn während der ältere sich den ganzen Tag zu schaffen machte auf dem Wasser oder dem kleinen Gehöft, saß der jüngere still am Schilf, schnitzte sich Flöten, fütterte Vögel und Eidechsen, die er mit leisen Tönen an sich zu locken verstand.

Am Abend aber, wenn sie alle vor dem kleinen Torffeuer saßen, bat der jüngere die Mutter unablässig um ein Märchen. Der ältere hörte wohl zu, indes er seine Angelhaken zurecht bog; aber er lächelte doch über die Hingabe des Bruders, und wenn die Prinzessin die verlorene Krone wiedergefunden hatte, wanderten seine Augen nach dem kleinen Wandschrank, und er meinte mit listigem Lächeln, daß nach all dem Schrecken ein Stück Brot besonders gut tun würde. „Es wird wohl recht sein,“ sagte der Vater dann, „wenn du ein Bäcker wirst“. Und der Knabe war es wohl zufrieden. Die Mutter aber strich dem anderen über die glühenden Wangen und sagte: „Märchen sind Märchen; wir müssen die Hände rühren, um satt zu werden.“

Ein Jahr später nun, am Johannisabend, durften die Brüder in den Wald laufen, um trockenes Holz zu dem Feuer zu holen, das sie nach altem Herkommen in dieser Nacht am Seeufer entzündeten. Und als sie ihren Wagen schon sehr beladen hatten, hörte der jüngere aus der Dickung, wo der Jäger seine Wolfsgruben angelegt hatte, einen leisen Ruf wie von jemandem, der halb unter der Erde war.

Da sahen sie einander an, und so verschieden sie in ihrem Gemüt waren, so wußten sie doch nun ohne ein Wort, daß sie, wenn jemand in Not war, ihm helfen müßten. Faßten also ihre Beile fester, bogen die ersten Äste zur Seite und drangen nebeneinander in das Gewirr von Dornen vor. Und dann sahen sie plötzlich die tiefe Höhlung vor sich und auf ihrem Grunde einen alten Mann in einem merkwürdig geschnittenen Kleid, der tief unten kauerte und mit angstvollen Augen zu ihnen aufblickte: „Seid gesegnet, liebe Kinder, denn ich dachte schon, es sei der Wolf.“ „Und wie seid Ihr hineingeraten?“ fragten die Brüder, „niemals kommt doch ein Mensch hierher.“ Da lächelte der Alte: „Niemals ist zuviel gesagt, denn immer um diese Zeit pflege ich hier Kräuter zu sammeln. Aber nun seht zu, ob Ihr einen kleinen dunklen Stab findet, mit einem geschnitzten Schlangenkopf am Ende, den werft mir herunter.“ Bald fand der jüngere den Stab, faßte ihn vorsichtig mit einer Hand und trat aus dem Dickicht zur Grube zurück. „Laß dir etwas versprechen dafür, vorher“, flüsterte der andere ihm heimlich zu, aber der Knabe schüttelte den Kopf, beugte sich über die Grube und rief dem Manne zu; die Hände aufzuhalten.

Der Alte drückte den Stab an seine Lippen, und als er ihn dann in die Höhe hielt, stand plötzlich eine Leiter an der Grubenwand, auf der er langsam heraufstieg. Und die Brüder faßten einander bei der Hand und sahen erschreckt auf ihn.

Aber er strich ihnen freundlich über das Haar und sagte: „Fürchtet Euch nicht, denn Ihr habt mir Gutes getan, auch wenn der Kluge von Euch es sich bezahlen lassen wollte.“ Und dabei sah er den älteren ein bißchen verschmitzt von der Seite an. „Dafür dürft Ihr Euch etwas wünschen.“

Da bedachte sich der ältere nicht lange, hielt das Ganze auch mehr für einen Scherz, und so wünschte er sich, da er nach der Arbeit schon wieder hungrig war, sein Leben lang jede Stunde ein frisches, goldgelbes Brot zu haben, damit er niemals mehr zu hungern brauche. Der alte Mann sah ihn nachdenklich an, nickte dann und sagte, das werde sich wohl machen lassen, wenn auch nicht gleich.

Der jüngere hatte die ganze Zeit über auf den Stab mit den Schlangenaugen geblickt und sagte jetzt leise, daß er wohl gern bis zu seiner letzten Stunde neben den Märchen, die er schon kenne, immer noch ein neues wissen möchte, so daß es ihm niemals an Vorrat mangeln könne.

Da sah auch ihn der Alte eine Weile nachdenklich an, lächelte dann freundlich und meinte, daß sich das zu seiner Zeit wohl werde machen lassen.

Daheim geschah nichts weiter daraufhin, kein Wunder des Brotes oder der Märchen, so daß der ältere oft mit den Schultern zuckte und lachend meinte, das hätte der alte Mann doch wenigstens wissen müssen, daß für ihn ein rundes Brot immer an der Zeit sei.

Als die Knaben herangewachsen waren, wollte der Vater nicht, daß sie etwa nur sein kümmerliches Handwerk erlernten, sondern er schlug ihnen vor, in die Königsstadt zu wandern und dort sich umzutun.

Als sie nun dort nach vielen Wandertagen durch Wald und Heide auf dem lärmenden Marktplatz standen, so recht wie zwei verflogene Vögel, verabredeten sie, daß sie hier jeden Monat sich treffen wollten, um zu sehen, ob einer des anderen Hilfe brauchte.

Der ältere fand bald bei einem reichen Bäcker Arbeit, während der andere ziellos durch die Straßen wanderte und sich wunderte, daß die Welt so bunt sein könne wie ein Märchen.

Am Abend, schon müde, betrat er einen stillen Garten, wo viele Kinder um einen Sandhaufen saßen, aus dem sie Burgen bauten. Da wurde es ihm fröhlich zumute wie am elterlichen Torffeuer, und ehe er es sich versah, war er schon mitten im Märchenerzählen, und die Kinder hingen atemlos an seinem Munde, bis die Sonne gesunken war. Nun wollte er sich beschämt davonmachen, aber eine Frau nahm ihn bei der Hand, führte ihn in ihr kleines Haus und behielt ihn bei sich. „Wer zu den Kindern kommt, kommt von Gott“, sagte sie, und da war er nun wohl aufgehoben, half ihr im Garten, saß mit ihren Blumen und Früchten am Markt; und jeden Abend, wenn er seine Körbe aufeinander stellte, sammelten sich alle Kinder der Umgegend um ihn und bettelten um ein Märchen, denn die Kunde von seiner Kunst hatte sich weit verbreitet. Und manchmal saßen sie noch da, wenn der Mond schon über den Giebeln stand, und der Wächter mußte sie mahnen heimzugehen, wenn er nicht selbst, auf seinen Spieß gestützt, stehenblieb und lauschte.

In jedem Monat aber, wie es verabredet war, trafen sich die beiden Brüder auf dem Marktplatz, und bald konnte der ältere von seinem Fortkommen in der Bäckerei erzählen, in der er bald der erste wurde. Lächelnd fragte er den anderen, ob ihm nun sein Märchenerzählen einen Schatz eingetragen habe. Ja, das habe es wohl, erwiderte der jüngere ebenso lächelnd, und er möchte ihn gegen keinen anderen auf der Welt vertauschen.

Nach Jahren geschah es, daß nach zwei schweren Mißernten eine große Hungersnot über das Volk kam. So voll die Straße vor dem Bäckerhaus von Morgen bis zum Abend stand, so voll war auch der Marktplatz, und es waren nicht nur Kinder, die zu den Füßen des Märchenerzählers lagen. Auch den Großen schien Not und Herzeleid leichter zu werden, wenn vor ihren Augen die schimmernden Höhlen sich auftaten, die Gärten mit den hängenden Früchten, und wenn sie sahen, wie Wahrheit und Recht, Demut und Barmherzigkeit diese bunte Welt regierten.

Aber eines Tages war es doch soweit, daß der ältere, der inzwischen ein eigenes großes Geschäft gegründet hatte, die letzte Handvoll Mehl aus den Kästen kratzte und der jüngere sein letztes Märchen begann, das ihm in der hungrigen Nacht eingefallen war.

Wie sie sich nun gerade anschickten, mit leeren Händen vor ihre Wartenden zu treten, der eine ohne Brot, der andere ohne Märchen, sahen sie in der

schweigenden Menge einen alten Mann, der trug ein seltsam geschnittenes Kleid und hatte einen kleinen Stab in der Hand. Er lächelte ihnen zu und war schon wieder in der Menge verschwunden.

Und im selben Augenblick sah der ältere der Brüder ein rundes, goldgelbes Brot auf dem Ladentisch liegen und der jüngere ein funkelnagelneues Märchen vor seinen Augen aufsteigen; und als der eine das Brot dem vordersten der Kinder gereicht hatte, sah er ein neues auf dem Tisch liegen, und so immer weiter, so daß er nur zuzugreifen und zu reichen brauchte. Und der andere, als er sein Märchen beendet und den tiefen Seufzer der Lauschenden vernommen hatte, brauchte nur den Mund zu öffnen und sogleich fügte sich eine neue Erzählung an die vorige an, und er sah die kommenden wie eine Perlenkette aufgereiht, die bis in die Unendlichkeit reichte.

Zunächst verkaufte der ältere seine Brote gegen Geld, und da der Preis für jede Nahrung im Schwindel stieg, wußte er bald das Gold nicht mehr in seinem Hause zu bergen; er war bald der reichste Mann in der Stadt. Der jüngere aber blieb arm, und er war es zufrieden, in jeder Nacht auf der abgetretenen Schwelle des brüderlichen Hauses ein rundes, goldfarbenes Brot zu finden. Auch begann der ältere bald seine Brote umsonst zu verteilen, so daß der Ruhm der beiden Brüder die Paläste wie die Hütten erfüllte und kein Name so geehrt und geliebt war wie der ihrige.

„Wer ist nun der größere von uns?“ fragte eines Abends der reiche Bruder den armen, als sie einander wieder auf dem Markt getroffen hatten. „Lieber Bruder“, erwiderte der jüngere, „ich denke nicht, daß einer von uns groß ist, weil wir nur Diener am Rechten sind. Aber wenn du ein wenig Zeit hast, so komme mit mir, denn ich habe noch einen Gang zu tun, weil um diese Zeit die meisten Kinder sterben, zu denen dein Brot wie meine Märchen zu spät gekommen sind.“

Und er führte ihn in den ärmsten Bezirk der Stadt und dort in eine Hütte, wo ein Mädchen am Sterben war; dessen Gesicht war ganz durchsichtig vor Elend, und nur die großen fiebrigen Augen leuchteten auf, als sie den jüngeren Bruder erblickten. „Bitte, erzähle mir, wie das arme Findelkind ins Paradies kam, bitte, erzähle es so schön, wie du es auf dem Marktplatz tatest.“ Und der Angeredete nahm die schmale Hand des Kindes zwischen seine Hände und begann von dem Mädchen zu erzählen, das auf Erden nur Hunger, Not und Arbeit gekannt hatte, und wie sich dann die Tore der himmlischen Stadt vor ihr auftaten und die heilige Jungfrau ihre weißen Arme öffnete . . .

„Und dann?“ flüsterte das Kind. „Dann nahm die heilige Jungfrau es an ihre Brust und küßte es, und wie ihre Lippen die seinigen berührten, breiteten zwei silberne Flügel sich von den Schultern des Kindes aus. . .

„Und küßte es“, wiederholte das Mädchen, und dann streckten seine schwächlichen Glieder sich aus, und mit einem seligen Lächeln auf den Lippen entschlief es . . .

„Ach“, sagte der ältere Bruder, als sie auf der verlassenem Straße standen, und trocknete seine Augen, „was ist dann mein ganzer Vorrat an duftenden Broten gegen diese Stunde?“

Und so blieb es. Auch, als die Hungersnot vorüber war, schenkte der reiche Bruder das Erworbene mit vollen Händen an die Bedürftigen, und der arme zog von Hütte zu Hütte durch die Lande; es starben wenige Kinder in der Landschaft, in der er gerade war, denen er nicht den Weg in das dunkle Reich mit einem sanften Lichte erhellt hätte.

Die beiden wurden hochbetagt, und die Hand des Todes berührte sie an demselben Tage.

Und als sie nach ihrer gemeinsamen Wanderung durch den Weltenraum vor den Thron Gottes geführt wurden, sah er sie in seinem blauen Mantel lange an. „Lege nun das Deinige in die eine Waagschale!“ sagte er endlich zu dem reichen Bruder, und dieser zog das letzte seiner runden, goldfarbenen Brote aus dem Pilgerkleid und tat es in die goldene Waage.

Als nun an den armen Bruder die gleiche Aufforderung erging, steckte er die Hand in sein Pilgerkleid, aber er zog sie leer zurück und blickte mit traurigen Augen auf sie nieder. Aber Gott stützte den Kopf noch tiefer in seine Hand und sagte: „Erzähle!“ Und da begann der arme Bruder sein letztes Märchen zu erzählen, das in seiner Perlenkette aufgereiht war. Und wie er erzählte, sah er, daß immer mehr und mehr der kleinen Engel herbeigeschlichen kamen und sich in den Falten des blauen Mantels niederkauerten. Und als der arme Bruder ihre leuchtenden Augen sah und ihre halb geöffneten Lippen, kamen ihm die Worte wie in einen Zauber getaucht aus dem Munde; und die großen goldenen Wachskerzen, die an den Wänden wie Säulen standen, brannten tief herab. Es war so still in dem großen Sternenraum, daß man nur die Worte des Erzählers vernahm und die tiefen Seufzer der zehntausend Engel, wenn die böse Frau das fliehende Kind verfehlte oder das Tor der Hütte sich vor dem Wolf noch rechtzeitig geschlossen hatte.

Und als das letzte Wort verklungen war, blickte Gottvater auf die beiden Schalen der goldenen Waage, und alle Augen sahen, daß sie zitternd auf und ab stiegen und zuletzt mit einem leisen Beben im Gleichgewicht stehen blieben. Und während in der einen Schale das goldfarbene Brot lag, schimmerte in der anderen eine kleine Perle; die war dunkelrot wie ein Tropfen Herzblut.